

Überzeugende Überwältigung

BNN 10.7.1

KIT-Sinfonieorchester begeistert mit Rachmaninoff und Schostakowitsch

Als das Sinfonieorchester des KIT unter Dieter Köhnlein und der Pianist Andrej Jussow den letzten Akkord von Sergej Rachmaninoffs drittem Klavierkonzert in d-Moll, op. 30 gespielt hatten, brandete Jubel im Gerthsen-Hörsaal auf. Bei diesem Werk ist das nichts Ungewöhnliches: Schon mit einer passablen Interpretation kann man sich der Publikumsgunst fast sicher sein. Denn nahezu alles – zieht man die einfache, in harmlosem Unisono parallelgeführte, schmeichelnd melodische Vorstellung des ersten Themas in Rechnung – an diesem 1909 entstandenen Werk ist auf Überwältigung angelegt. Der Klaviersatz ist von teuflischer Schwierigkeit, die Ausmaße des Werks beachtlich. Man sagt, es sei das Konzert mit den meisten Tönen pro Sekunde im Klavierpart.

Was auch immer von solch positivistischer Annäherung an Musik zu halten ist (meistens nichts), es ist doch Ausdruck der Anerkennung des Rechts des Stärkeren, passend zur ersten Amerikatournee des Komponisten, für die er es schrieb. Jussow und Köhnlein schienen

in ihrer Interpretation dieses Recht disziplinieren zu wollen. Sicherlich, die Oktavkaskaden versteht Jussow zu donnern, die Akkordballungen bereiten ihm keine sichtbare Mühe und das verflixt rasche Filigranwerk fließt ihm gleichmäßig aus den Fingern. Doch das wirklich Schöne geschieht in den zahlreichen

Pianist Jussow meistert teuflische Schwierigkeiten

kontrapunktischen Passagen, die alle drei Sätze durchziehen. Wie hier Pianist und Orchester den Gegensatz von Rachmaninoffs melodischer Diatonik mit der so chromatisch angelegten polyphonen Harmonik vereinten, das war wirklich hörenswert.

Es führte die Musik ins Menschliche zurück, etwas, woran das nachfolgende Stück anschloss: die zehnte Sinfonie in e-Moll, op. 93 von Dmitri Schostakowitsch, 1953 nach Stalins Tod entstandenen. Menschlich ja, aber nicht der tri-

umphale Jubel wie im Rachmaninoff-Konzert lässt sich verlauten, sondern die niedergeschlagene Seele eines Komponisten der unter den Repressionen der stalinschen Säuberungen zu leiden hatte. Der bohrend grübelnde Beginn in den Streichern gelingt überzeugend. Diese Musik lässt keinen oberflächlichen Spaß mehr zu. Wo bei Rachmaninoff im zweiten Satz sogar so etwas wie Walzerseligkeit aufblühte, da werden bei Schostakowitsch die tänzerischen Passagen, die vor allem das Scherzo und den finalen vierten Satz durchziehen, zu skurrilen, wilden Bewegungsritualen. Aus Freude tanzt hier niemand mehr.

Selbst der doch einigermaßen stolze Schluss lässt eine beschädigte Seele ahnen und so ist das gehäufte Anbringen der Töne D, Es, C und H – Schostakowitschs Initialen – eher der wütende Ausdruck eines „Ich bin noch da“, denn eine kokette Signatur. Dass das Orchester dem musikalischen Anspruch gerecht wurde, ist ihm, das ja nicht aus professionellen Musikern besteht, hoch anzurechnen.

Jens Wehn